

Das stille Gespräch

Über Zugehörigkeit, Vögel und die Illusion der Trennung

Spatzen

Unter der zerbrochenen Regenrinne, kaum einen Meter von dem Platz entfernt, an dem ich sitze und schreibe, höre ich sein aufgeregtes, dringliches Zwitschern durch die gesprungene Fensterscheibe. Ich blicke auf und sehe, wie das Weibchen aus dem Loch auftaucht und sich auf ein Stück Draht setzt, das ich vor einem Monat an das Fallrohr gebunden habe, um es wieder mit der Rinne zu verbinden. Sie vibriert mit den Flügeln – dicht am Körper gehalten – und in ihren weit aufgerissenen Augen liegt ein wilder Blick. Unter dem Fenster ruft das Männchen vom Drahtzaun. Sie stürzt hinunter und lässt sich auf dem Pfosten nieder, der ihn trägt.

Kreisend, tief über ihr schwingend – hin und her, jedes Mal ein wenig näher – sucht er nach dem perfekten Flugweg. Als er auf dem Pfosten neben ihr landet, besteigt er sie, wie sie es ihm erlaubt, und sie paaren sich.

Dann fliegen sie, nun gemeinsam und weniger aufgeregte, zwitschernd davon.

Meine Kamera, wie immer griffbereit, ist bereits auf Fernfokus eingestellt. Durch das vom Salz des Meeres verschmutzte, von Fliegenkot befleckte alte Glas fange ich sie ein. Das Glas verleiht dem Bild eine besondere Atmosphäre – eine Weichheit wie bei einer alten Fotografie.

Ich trinke meinen Tee und zähle einen weiteren Segen.

Und zum Thema Segen ...

Wald

Ich beginne immer mehr zu verstehen, warum ich eine solche Verbundenheit zu den Vögeln empfinde – und zu den Orten, an denen sie zu finden sind. Nachdem ich diese Worte geschrieben hatte, ging ich in den Wald, setzte mich still auf das moosige Gras zwischen den Kiefern und meditierte eine halbe Stunde. Ich beobachtete, wie sich die Wipfel in der sanften Brise wiegten, und darüber der blaue Himmel. Langsam glitt ich in eine stille, tiefe Atmung – in einen wunderschönen, ruhigen Frieden.

Hier war Frieden – im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Paar Goldpirole flatterte zwischen den Ästen, suchte nach Nahrung und sang. Um mich herum war die Natur im Sein – lebendig, atmend, sich wandelnd. Und ich, auf dem leicht feuchten Moos sitzend, erkannte, dass ich ein Teil von all dem war: der lebendigen Natur. Ich war nicht außerhalb von ihr, nicht getrennt von diesem Ort oder Moment, denn hier und jetzt gab es kein Innen und kein Außen. Keine Trennung.

Ich brauche solche Momente – nicht, weil sie mich zu einem besseren Menschen machen oder Erleuchtung bringen, sondern weil sie mich in die Wirklichkeit zurückführen, zu dem, was grundlegend und wahr ist. Solche Augenblicke befreien mich von der Illusion – oder besser: der Täuschung – die unsere moderne Kultur um uns errichtet hat. Von dem Glauben, dass endlose Produktion und Konsum der Sinn des Lebens seien. Eine Lüge, ein Trugbild, das mir einredet, ich müsse unaufhörlich leisten, erzeugen und kaufen, um Wert zu haben.

Das sind sie nicht.

Die Verbindung zur Natur – Natur sein, oder Natur sein lassen – ist der Weg zum Sein. Die Daoisten nennen es Ziran, das „Selbst-So-Sein“: Harmonie mit dem, was ist, ohne Zwang, ohne Vorspiegelung. Wenn ich so sitze, bin ich gelöst – oder löse mich selbst – von jener anderen großen Lüge: dass der Mensch von der Natur getrennt sei.

Das System, in dem wir leben, lebt davon, uns von der Natur, voneinander und von unserer eigenen Intelligenz zu trennen. Es gedeiht, indem es uns einredet, wir seien unvollständig, wir müssten mehr kaufen, mehr besitzen, mehr tun. Es fordert uns auf, Erfolg, Wohlbefinden, ja sogar Frieden durch Konsum zu suchen – uns glauben zu machen, dass Streben und Kaufen uns ganz machen, uns zufriedenstellen. Der Kapitalismus lebt von unserer Unzufriedenheit. Um konsumieren zu wollen, müssen wir zuerst einen Mangel spüren; um konsumieren zu können, müssen wir produzieren. Und so werden wir darauf trainiert, dem System zu dienen – uns vor den Geldmachern zu verbeugen und ihre Gewinne mit Fortschritt zu verwechseln.

Acht Jahre lang lebte ich in den sizilianischen Bergen, autark. Jetzt lebe ich auf einer Insel, auf ähnliche Weise. Was ich dort und damals fühlte, fühle ich hier und jetzt: sitzend auf dem Waldboden, zwischen Bäumen, Vögeln, Insekten und Dornen, umgeben von den Gerüchen und Geräuschen des Windes. Ich bin Teil von etwas Unermesslichem und Unersetzbarem – etwas ewigem und grundlegendem.

Natur. Dao.

Die Natur braucht mich nicht. Aber ich brauche sie.

Darum sage ich Ja – nicht zu den Stimmen, die alles am Profit messen, sondern zur Wirklichkeit der Natur selbst. Ich sage Ja zu den Wurzeln, zum Lied der Natur und ihrer stillen Intelligenz. Denn sie schadet niemandem, profitiert von niemandem, und sie ist immer da – sich wandelnd, ehrlich, lebendig.

Ich bin kein Konsument. Ich bin kein Produkt.
Ich bin ein atmender Teil eines uralten Gesprächs zwischen Wasser, Erde, Luft und Sonnenlicht.

Der Wind trägt das Lied dieses Gesprächs,
und die Vögel führen mich zu den Orten,
an denen ich es hören – und einstimmen – darf.

Das bin ich.
Und das werde ich immer sein.
Das Leben ist zu kurz, um etwas anderes zu sein als das, was ich bin.